

EMILY GIFFIN | Wo die Liebe beginnt

Das Buch

Marian Caldwell ist sechsunddreißig Jahre alt, arbeitet beim Fernsehen und lebt in ihrer Traumstadt New York. Im Job erfolgreich und mit einem tollen Mann an ihrer Seite, ist sie überzeugt, so zu leben, wie sie es sich immer gewünscht hat. Bis eines Abends eine junge Frau vor der Tür ihres schicken Apartments in Manhattan steht – und ihre Vergangenheit Marian unaufhaltsam einzuholen droht. Kirby ist das Kind, das Marian vor achtzehn Jahren zur Adoption freigab. Damals war sie selbst noch ein Teenager und zum ersten Mal verliebt. Nur ein Sommerflirt, das stand für Marian immer fest, und daher hat sie Conrad auch nie von Kirby erzählt. Ein Schweigen, das jetzt wie eine Lüge aussieht. Zaghafte sucht Marian eine Beziehung zu der Tochter, die sie nicht kennt. Für Kirby, das wird schnell klar, ist es überaus wichtig, neben Marian auch ihren Vater kennenzulernen. »Du kannst vor deinen Problemen wegrennen, aber entkommen kannst du ihnen nicht.« hat Conrad in jenem Sommer einmal zu Marian gesagt. Nun scheint dieser Satz wie eine Prophezeiung. Entschlossen, alle Geheimnisse ans Licht zu bringen, macht sich Marian zusammen mit Kirby auf die Suche nach Conrad.

emily giffin

wo die liebe
beginnt

Roman

Aus dem Amerikanischen von Stefanie Fahrner

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
Where We Belong bei St. Martin's Press, New York, USA



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967.

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier

Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 09/2013

Copyright © Emily Giffin 2012

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Diana Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Heiko Arntz

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

unter Verwendung der Originalcovergestaltung von

Olga Grlic; Foto: © Buena Vista Images/Getty Images

Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35756-3

www.diana-verlag.de

Für Nancy LeCroy Mohler

Marian

Ich weiß, was man von Geheimnissen sagt. Ich weiß es nur zu gut. Dass sie einen verfolgen und Macht über einen bekommen können. Dass sie Beziehungen vergiften und Familien spalten können. Und dass einen letztendlich nur die Wahrheit erlösen wird. Das mag bei manchen Leuten und manchen Geheimnissen ja stimmen. Aber ich dachte immer, ich wäre eine Ausnahme, und darum habe ich über mein fast zwanzig Jahre altes Geheimnis nie auch nur ein Sterbenswörtchen zu irgendwem gesagt. Nicht mal im Vollrausch zu meinen besten Freundinnen oder in intimen Momenten zu meinem Freund Peter. Mein Vater hatte keine Ahnung davon, und mit meiner Mutter, dem einzigen Menschen, der im entscheidenden Augenblick dabei war, habe ich auch nicht darüber geredet. Es war fast so, als hätten wir ein unausgesprochenes Schweigegeübde abgelegt, als wollten wir uns dazu zwingen loszulassen und nach vorne zu schauen. Vergessen habe ich es nie, nicht für einen einzigen Tag, und doch war ich davon überzeugt, dass das Vergangene eines Tages wirklich vergangen sein würde.

Ich hätte es besser wissen sollen. Ich hätte mir die Worte zu Herzen nehmen sollen, die vor so langer Zeit, in einer heißen Nacht, alles ausgelöst hatten: *Du kannst*

vor deinen Problemen wegrennen, aber entkommen kannst du ihnen nicht.

Aber diese Worte, diese Nacht, mein Geheimnis – das alles ist weit weg, als ich eines Abends mit Peter die Bleecker Street entlangschlendere. Wir waren essen im Lupa, einem unserer Lieblingslokale. Der Winter scheint endgültig vorbei zu sein, und die laue Frühlingsluft fühlt sich dank der Flasche Barolo, die Peter bestellt hat, noch ein bisschen wärmer an. Das mag ich an ihm: seinen guten Geschmack und dazu seine Ansicht, das Leben sei zu kurz für gewöhnlichen Wein. Überhaupt für alles Gewöhnliche. Er ist zu freundlich und fleißig, als dass man ihn einen Snob nennen könnte. Er schimpft immer über seine faulen Bekannten, die bloß von ihrem Treuhandvermögen leben und sich »noch nie etwas selbst erarbeitet haben«. Elitär ist er aber trotzdem, weil er in erlesenen Kreisen von Privatschulabsolventen verkehrt. Ich selbst fühle mich nicht unwohl in dieser Welt, habe aber eigentlich nie richtig dazugehört. Erst durch Peter bin ich in diesen Wirbel aus Jet-Sharing, Yachten und Ferienhäusern auf Nantucket und St. Barts hineingeraten.

»Endlich kein Schneematsch mehr auf dem Bürgersteig«, bemerke ich, froh, wieder hohe Absätze und eine leichte Strickjacke tragen zu können – nach Monaten in unförmigen Gummistiefeln und dick auftragenden Wintermänteln.

»Ganz deiner Meinung. *Quel soulagement*«, murmelt Peter und legt mir einen Arm um die Schultern. Er ist der einzige Mensch, den ich kenne, der einfach so auf Französisch daherreden kann, ohne schrecklich eingebildet rüberzukommen. Als Kind hat er lange in Paris gelebt – seine Mutter, eine Französin, war Laufstegmodel, und

sein Vater, ein Amerikaner, Diplomat. Und sogar als er mit zwölf nach Amerika umzog, durfte er zu Hause nur Französisch sprechen. Darum ist sein Französisch genauso tadellos wie seine Umgangsformen.

Ich lächele und schmiege meine Wange an seine breite Schulter. Er küsst mich auf den Scheitel und fragt: »Und wohin jetzt, Champ?«

Mit diesem Kosenamen hat er angefangen, nachdem ich ihn bei unserem dritten Date in einer umstrittenen Partie Scrabble besiegt hatte. Danach ging ich aufs Ganze und machte ihn noch einmal fertig, worüber ich mich diebisch freute. Übermütig lachend beging ich dann einen fatalen Fehler: Ich erzählte ihm, dass wir früher unseren Hund, einen blinden, humpelnden Labrador, ironisch »Champ« genannt hatten – und damit hatte ich meinen Namen weg. »Marian« heiße ich seitdem nur noch, wenn wir in Gesellschaft sind oder im Bett oder wenn es, selten genug, zum Streit kommt.

»Nachtisch?«, schlage ich vor, als wir um die Ecke biegen. Wir liebäugeln mit den Cupcakes von Magnolia oder den Cannoli von Rocco, stellen aber fest, dass wir für beides zu satt sind und gehen daher einfach weiter, in angenehmer Stille, an Cafés und Bars und Horden von hochnäsigen Eingeborenen aus dem Village vorbei. Es ist der Wein, dazu noch das schöne Wetter und sein After-shave – und plötzlich platze ich mit einer Frage heraus: »Sollen wir heiraten?«

Mit sechsunddreißig, nach zwei Jahren Beziehung mit Peter, beschäftigt mich die Frage schon eine ganze Weile, und auch meine Freundinnen reden gerne darüber. Aber heute Abend habe ich das Thema zum ersten Mal direkt angesprochen und bereue meinen Mangel an Beherrschung sofort. Ich stelle mich auf eine unbefriedigende

Antwort ein. Tatsächlich, die Stimmung kippt augenblicklich. Ich spüre, wie er seinen Arm anspannt. Ich sage mir, dass das ja kein schlechtes Zeichen sein muss. Es könnte einfach ungeschicktes Timing gewesen sein. Mir kommt sogar der Gedanke, dass er den Ring schon längst gekauft haben könnte – und dass ich ihm bloß den großen Auftritt vermasselt habe.

»Ach, vergiss es«, sage ich mit gekünsteltem Lachen, was die Sache nur noch unangenehmer macht. Das ist, als würde man ein »Ich liebe dich« zurücknehmen, oder als wollte man einen One-Night-Stand ungeschehen machen. Ein Ding der Unmöglichkeit.

»Champ«, sagt er und macht eine kurze Pause. »Wir zwei passen so gut zusammen.«

Was er da sagt, ist süß, ja, sogar vielversprechend, aber eine Antwort auf meine Frage ist es nicht, und das muss ich ihm gleich aufs Brot schmieren. »Okay. Und das bedeutet? Status quo auf ewig? Standesamt noch heute Abend? Oder irgendwas dazwischen?« Mein Ton ist scherzhaft, und er packt die Gelegenheit beim Schopf, um die Sache herunterzuspielen.

»Vielleicht sollten wir doch ein paar Cupcakes holen«, meint er.

Ich lächele nicht. Der Gedanke an einen hübsch geschliffenen Diamanten, versteckt in einem seiner italienischen Slipper, löst sich augenblicklich in nichts auf.

»Ich hab doch nur Spaß gemacht«, lächelt er und zieht mich zu sich heran. »Könntest du die Frage noch mal wiederholen?«

»Heiraten. Wir beide. Was meinst du?«, frage ich. »Hast du schon mal daran gedacht?«

»Ja, natürlich ...«

Ich spüre, dass ein »Aber« kommt, so wie man den

Regen bereits auf dem Gesicht spüren kann, wenn es gerade fürchterlich gedonnert hat. Und da ist es: »Aber meine Scheidung ist gerade erst durchgegangen.« Schon wieder eine schwammige Nichtantwort.

»Verstehe«, entgegne ich und fühle mich abgelehnt, während er in ein dunkles Schaufenster starrt, wie begeistert von dem Letterpress-Briefpapier und den Montblanc-Stiften, die dort ausliegen. Ich nehme mir vor, einen für ihn zu kaufen, denn so langsam gehen mir die Geschenkideen der Kategorie »Was schenkt man jemandem, der schon alles hat« aus. Und Peter ist ziemlich schwierig zu beschenken. Manschettenknöpfe, Unterhaltungselektronik, Wochenendtrips ins rustikale Neuengland, sogar mit einer eigens in Auftrag gegebener Lego-Statue eines Elchs (das inoffizielle Maskottchen seines geliebten Dartmouth College) habe ich ihm schon eine Freude gemacht.

»Aber deine Ehe ist doch längst Vergangenheit. Du lebst seit vier Jahren nicht mehr mit Robin zusammen«, gebe ich zu bedenken.

Dieses Argument habe ich schon oft gebracht, aber noch nie in diesem Zusammenhang, sondern nur, wenn wir mit anderen Paaren zusammen waren und ich den Eindruck vermeiden wollte, ich sei die Schuldige – die Geliebte, die einer anderen den Ehemann gestohlen hat. Wenn ich sehe, dass ein Mann einen Ring am Finger trägt, ist mir ein harmloses Zwinkern schon zu viel; und auch früher, vor Peter, hatte ich nichts übrig für Spielchen dieser Art, Heimlichtuereien und Bindungsängste – oder sonst ein Symptom des Peter-Pan-Syndroms, das anscheinend epidemische Ausmaße angenommen hat, zumindest in Manhattan. Teilweise ging es mir dabei ums Prinzip, um den Respekt vor mir selbst.

Aber es waren auch – ganz pragmatisch – meine Regeln für das Leben um die dreißig. Ich wusste genau, was ich wollte. Vor allem, wen ich wollte. Und ich glaubte daran, dass ich mein Ziel erreichen würde, so wie ich mein Ziel, beim Fernsehen Karriere zu machen, erreicht hatte: durch harte Arbeit und Entschlossenheit.

Dieser Weg war nämlich kein leichter gewesen. Direkt nach der Filmhochschule in New York zog ich nach L. A. und arbeitete als kleine Produktionsassistentin bei einer Teenie-Sitcom von Nickelodeon, die leider nur kurze Zeit lief. Nach anderthalb Jahren, in denen ich im Wesentlichen damit beschäftigt war, die Essensbestellungen der Chefs korrekt aufzunehmen, und kein Wort für die Sitcom schrieb, bekam ich eine Chance als Drehbuchautorin für eine Krankenhausserie. Das war ein klasse Job, ich lernte viel, knüpfte erstaunliche Kontakte und arbeitete mich zur Autorenredakteurin hoch. Aber mein Privatleben litt darunter, und eine richtige Leidenschaft für die Serie entwickelte ich auch nicht. Irgendwann setzte ich alles auf eine Karte, kündigte meinen Job bei einer erfolgreichen Serie und ging zurück nach New York, wo ich ein kuscheliges Apartment mit Gartenanlage in Park Slope fand. Um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, verkaufte ich ein paar eigene Drehbuchentwürfe und arbeitete auf Projektbasis bei anderen Serien mit. Am liebsten schrieb ich in einer kleinen Bar namens Aggie's. Die Inhaber waren vier Brüder, und sie hatten immer Zoff. Oft hatten auch ihre Frauen und die aus Irland stammende Mutter noch ein Wörtchen mitzureden. Bald ließ ich meine anderen Projekte einschlafen und dachte mir Hintergrundgeschichten zu dieser Familie aus, und eines Tages war *South Second Street* geboren (ich verlegte die Bar vom Brooklyn der Gegenwart in das

Philadelphia der siebziger Jahre). Ich hatte kein besonders ausgeklügeltes Konzept, das damals immer wichtiger im Fernsehgeschäft wurde. Meine Sitcom war bewusst alte Schule, denn ich glaubte daran, dass ich allein mit meinen Geschichten und Figuren ein überzeugendes Universum schaffen konnte – äußerliche Gimmicks hatte ich dafür nicht nötig. Auch meine Agentin glaubte an mich, und nachdem sie allen wichtigen Sendern die Pilotfolge präsentiert hatte, begann der Bieterkrieg. Ich entschied mich schließlich für ein Angebot, bei dem ich zwar weniger Geld bekam (aber immer noch genug, um nach Manhattan zu ziehen), bei dem mir aber ziemlich freie Hand gelassen wurde, was die kreative Seite anging. Voilà – mein Traum war in Erfüllung gegangen. Endlich war ich ausführende Produzentin. Ein Showrunner.

Nach einem intensiven Jahr lernte ich Peter kennen. Ich kannte seinen Namen schon aus dem Branchenblatt *Variety*, bevor ich ihn das erste Mal persönlich traf: Peter Standish, der hoch angesehene Fernsehmanager, den man gerade von der Konkurrenz abgeworben hatte. Er war der Messias, der unsere miesen Quoten verbessern und unserem Sender ein neues Image verpassen sollte. Als neuer Generaldirektor war er technisch gesehen mein Chef, und eine meiner Regeln lautete, sich nie auf ein Date mit dem Chef einzulassen. Doch an jenem Morgen, als ich ihn zufällig in dem Starbucks in unserer Lobby traf, genehmigte ich mir eine Ausnahme, weil ich ihm nicht *direkt* unterstand. Zwischen uns in der Hierarchie stand schließlich noch der Programmdirektor. Außerdem hatte ich mir schon einen Namen gemacht. Meine Serie galt als relativ erfolgreich, und das hieß etwas für eine Show, die erst zur Mitte der Saison angelaufen war.

Niemand konnte mir also unterstellen, ich würde ihn benutzen, um mich nach oben zu schlafen.

Als ich hinter ihm in der Schlange stand und mit anhörte, wie er einen »Double Tall Cappuccino, Extra Dry« bestellte, waren meine Überlegungen allerdings noch reine Theorie. Er trug keinen Ring (das sah ich sofort), sendete aber unbewusste Signale aus, die ich als »nicht zu haben« deutete. Ich tippte ihm auf die Schulter und stellte mich höflich vor. Aus der Pressemitteilung, die immer noch in meiner Inbox lag, wusste ich, wie alt er war (siebenundvierzig), aber mit seinem vollen, dunklen Haar wirkte er deutlich jünger. Er war auch größer, als ich mir vorgestellt hatte, alles an ihm war ein bisschen imposanter, sogar seine Hand an der Tasse Extra-Dry-Cappuccino.

»Nett, Sie kennenzulernen, Marian«, sagte er mit einem charmanten und doch ernsthaften Kopfnicken. Er wartete neben mir, während ich meinen Tall Latte bestellte, und blieb sogar noch, als der Barista meinen Kaffee zubereitete, um mir zu sagen, dass ich einen verdammt guten Job mache. »Ihre Serie hat schon eine ganz hübsche Fangemeinde, wie es aussieht.«

Ich nickte bescheiden, während ich versuchte, mich nicht auf seinen gut geschnittenen Anzug und das Grübchen auf seinem glatt rasierten, wohlgeformten Kinn zu konzentrieren. »Ja, bis jetzt haben wir Glück gehabt. Aber wir könnten noch mehr Zuschauer anziehen ... Haben Sie schon einmal reingeschaut?«

Es war ganz schön gewagt, den Chef des Chefs in Verlegenheit zu bringen. Ich ahnte die Antwort schon, als er kurz zögerte. Sicher überlegte er, ob er zugeben sollte, meine Serie noch nie gesehen zu haben.

Peinlich berührt sagte er schließlich die Wahrheit und

fügte hinzu: »Aber heute Abend. Das verspreche ich Ihnen.« Ich spürte, dass er ein Mann war, der zu seinem Wort stand – dieser Ruf eilte ihm nämlich voraus in einer Branche, die vor notgeilen, egoistischen, aalglatten Typen nur so wimmelte.

»Also, wenigstens wissen Sie, dass sie donnerstags läuft«, sagte ich und fühlte eine Anziehung, von der ich im selben Moment wusste, dass sie nicht nur einseitig war. Es war lange her, dass ich in Gegenwart eines anderen Menschen solche Gefühle gehabt hatte – jedenfalls bei Menschen, die rein theoretisch mein Typ waren.

Am nächsten Morgen trafen wir uns zu meiner großen Freude wieder um zehn vor acht bei Starbucks, und ich fragte mich, ob er absichtlich diese Zeit gewählt hatte – wie ich auch.

»Und?«, fragte ich mit einer gewissen Schüchternheit, die sonst nicht meine Art war, schon gar nicht bei der Arbeit. »Haben Sie sich die Folge angesehen?«

»Ja. Und ich fand sie fantastisch«, entgegnete er und bestellte sich den gleichen Kaffee wie am Tag zuvor, nur mit Schlagsahne, um zu zeigen, dass er auch spontan sein konnte. Ich bedankte mich strahlend.

»Gute Story. Und tolle Schauspieler. Diese Angela Rivers hat's wirklich drauf. Alle Achtung.« Er sprach von unserer Hauptdarstellerin, einem lebhaften, rothaarigen Nachwuchstalent, das oft mit Lucille Ball verglichen wurde. Beim Casting war ich das Risiko eingegangen, sie einer erfahreneren Kollegin vorzuziehen – es war eine meiner besten Entscheidungen als Produzentin gewesen.

»Ja«, antwortete ich. »Sie kriegt garantiert bald einen Emmy.«

Er nickte. »Ach übrigens«, fuhr er mit einem Lächeln in den Augen fort. »Ich habe mir nicht nur die Folge von

gestern angeschaut, sondern auch die Pilotfolge. Und den Rest der ersten Staffel. Im Internet. Sie sind also schuld daran, dass ich kaum vier Stunden geschlafen habe.«

Ich lachte. »Ich empfehle einen Nachmittagsespresso. Funktioniert immer.«

Er zwinkerte mir zu und sagte: »Klingt gut. Gegen halb fünf?«

Mein Herz klopfte, als ich nickte und die Minuten bis zur verabredeten Zeit herunterzählte, und auch noch einige Wochen danach. Das gemeinsame Kaffeetrinken wurde zu unserem Ritual, auch wenn wir nach außen hin so taten, als träfen wir uns ganz zufällig.

Eines Tages dann, nachdem ich ihm irgendwann von meinem Hut-Tick erzählt hatte, brachte ein Kurier ein Päckchen von Barneys. Darin lag eine flotte, schwarze Baskenmütze aus grobem Stoff, und dazu eine Karte, auf der stand: *Für Marian, das einzige Mädchen, das eine solche Mütze tragen kann.*

Sofort suchte ich seine Nummer aus dem internen Telefonverzeichnis heraus und rief bei ihm an. Als er persönlich abhob, freute ich mich.

»Danke«, sagte ich.

»Gern geschehen«, erwiderte er. Ich hörte, dass er dabei lächelte.

»Ich finde sie großartig«, sagte ich und lächelte zurück.

»Was ist mit der Karte? War das mit dem ›Mädchen‹ okay? Ich habe lange überlegt, ob ich ›Mädchen‹ oder ›Frau‹ schreiben soll.« Seine Zweifel bestätigten mir, dass er sich Gedanken machte – und dass er verletzlich sein konnte. Ich spürte, wie ich mich noch ein kleines Stückchen mehr in ihn verliebte.

»Von Ihnen lasse ich mir das ›Mädchen‹ gerne gefal-

len«, sagte ich. »Und die Mütze ist wunderbar. Ich bin nur froh, dass sie nicht himbeerfarben ist.«

»Wie in *Raspberry Beret*, dem Prince-Song? Dann hätte ich sie im Secondhand-Laden kaufen müssen«, witzelte er. »Ich würde Sie gern mal darin sehen. Na ja, und wenn es warm wird ...«

Ich lachte und spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss. Gleichzeitig fragte ich mich, wann er mich endlich offiziell um ein Date bitten würde.

Drei Tage später flogen wir im Firmenjet zur Emmy-Verleihung nach Los Angeles. Meine Serie war zwar nicht nominiert worden, aber alle redeten darüber, und ich fühlte mich großartig. Inzwischen redeten auch alle über Peter und mich. Ein paar Gerüchte waren im Umlauf, was natürlich auf unser Kaffeepausengeplänkel zurückzuführen war. Aber wir blieben cool auf dem roten Teppich, und noch cooler bei den After-Show-Partys – bis wir beide es keine Sekunde länger aushalten konnten und er mir eine SMS schickte, die ich noch immer in meinem iPhone gespeichert habe: *Dieses Kleid ist umwerfend.*

Ich lächelte, froh darüber, dass ich mir das Alberta-Ferretti-Kleid gegönnt hatte, obwohl es mein Budget eigentlich sprengte, und mich auch noch für Smaragdgrün statt für mein übliches Schwarz entschieden hatte. Ich merkte, dass ich rot wurde und schaute in seine Richtung, da kam auch schon die nächste SMS: *Obwohl es auf dem Boden noch besser aussehen würde.*

Ich wurde knallrot und schüttelte den Kopf, als seine letzte Nachricht eintraf: *Ich verspreche, der Sache nicht nachzugehen, wenn du nachher zu mir kommst. Zimmer 732.*

Weniger als zehn Minuten später waren wir in seinem Zimmer, endlich allein miteinander, und grinsten uns an. Ich hatte geglaubt, er würde mich sofort küssen, aber er

legte eine Zurückhaltung an den Tag, die ich unwiderstehlich fand – und dieses Gefühl steigerte sich noch mit jedem Glas Champagner. Wir wurden immer beschwipster und redeten über alles Mögliche: die Fernsehlandschaft im Allgemeinen, unseren Sender im Besonderen, meine Serie, Schauspieler-Klatsch und die Intrigen bei uns in der Führungsetage. Er erzählte mir von seinem dreizehnjährigen Sohn Aidan und seinen noch immer andauernden Scheidungsangelegenheiten. Obwohl er seine Exfrau scherzhaft als die »Klagepartei« bezeichnete, machte er sie zu keinem Zeitpunkt schlecht, was ich – nach meinen bisherigen Dating-Erfahrungen mit Geschiedenen – sehr erfrischend fand. Wir unterhielten uns über die Orte, an die wir schon gereist waren, unsere Lieblingshotels und Lieblingsstädte, und über die Orte, die noch auf unserer Wunschliste standen (sowohl reise-technisch als auch karrieremäßig). Wir unterschieden uns da auf bestimmte Weise: Ich bevorzugte die Karibik und klassische Städtereisen, etwa nach Rom und London, während er mehr für exotische Abenteuer zu haben war. Einmal hatte er eine Radtour durch das Goldene Dreieck in Asien gemacht, ein anderes Mal den Pacaya in Guatemala bestiegen. Auch geschäftlich war er immer wieder gewisse Risiken eingegangen, was sich für ihn ausgezahlt hatte. Ich dagegen war eher der harmoniebedürftige Typ und blieb bei einer Sache, wenn sie auch nur annähernd funktionierte. Und doch hegten wir vom Grundsatz her ähnliche Überzeugungen: Wir strebten beide nach Höherem, gaben uns nie mit dem Erreichten zufrieden, liebten New York und alles, was dazugehörte, waren im Innersten konservativ und glaubten daran, dass man leben und leben lassen sollte, unabhängig von politischen oder religiösen Vorstellungen. Er war gut ausse-

hend, selbstbewusst, intelligent und aufmerksam – einen solch perfekten Mann hatte ich bis dahin noch nicht kennengelernt.

Als der kalifornische Himmel die ersten rosa Streifen bekam, nahm er meine Hand, zog mich auf seinen Schoß und küsste mich, wie ich seit Jahren nicht mehr geküsst worden war. Ein paar Minuten später sagten wir uns gute Nacht, lachten und sagten dann guten Morgen.

Innerhalb weniger Wochen wurden wir ein Paar. Wir hatten sogar die klassische Unterhaltung darüber, dass wir kein Bedürfnis mehr hatten, andere Menschen zu sehen. Eines Abends wurden wir beim gemeinsamen Essen fotografiert, und am nächsten Tag erschien das Bild in der Klatschspalte der *New York Post* mit der Unterschrift: »Das neue Power-Paar: TV-Manager Peter Stan-dish und Produzentin Marian Caldwell«. Als die ersten Anrufe von Freunden und Bekannten kamen, tat ich so, als wäre ich gleichzeitig genervt und amüsiert, genoss insgeheim aber die Aufmerksamkeit und schnitt den Artikel für unsere noch ungeborenen Kinder aus der Zeitung aus. Zu schön, um wahr zu sein – dieser Gedanke wäre mir gekommen, hätte ich nicht schon immer daran geglaubt, eines Tages jemanden wie ihn zu finden.

Aber vielleicht war doch alles zu schön, um wahr zu sein, denke ich jetzt, als wir Hand in Hand um die Ecke biegen und ich ihn von unten her mustere. Vielleicht haben wir uns festgefahren. Vielleicht war das schon das Höchste der Gefühle. Vielleicht bin ich doch eine dieser Frauen. Frauen, die ewig warten oder sich mit ihrer Situation zufriedengeben – oder eine Mischung aus beidem. Enttäuschung und verhaltene Wut brodeln in mir. Wut auf ihn, aber noch mehr auf mich selbst, weil ich mir nicht ausreichend klar gemacht habe, dass

ein Mensch meistens einen Grund dafür hat, ein Thema zu vermeiden.

»Ich glaube, ich gehe nach Hause«, sage ich, um das Schweigen zu brechen. Dabei hoffe ich, nicht selbstmitleidig oder manipulativ rüberzukommen, denn diese beiden Dinge funktionieren nie in einer Beziehung, schon gar nicht mit Peter.

»Willst du wirklich schon nach Hause?«, fragt er. In seiner Stimme höre ich Resignation. Gehofft hatte ich auf Beharrlichkeit. Er ist immer so beherrscht, so bedächtig; normalerweise mag ich das, aber jetzt nervt es mich bloß. Plötzlich bleibt er stehen, nimmt meine Hände und schaut mich an.

»Ja, ich bin echt müde«, schwindele ich und ziehe meine Hände aus seinen.

»Marian, tu mir das nicht an«, protestiert er schwach.

»Ich tue dir gar nichts an, Peter«, gebe ich zurück. »Ich habe nur versucht, mich mit dir zu unterhalten ...«

»Na gut«, sagt er und seufzt tief. Fehlt nur noch, dass er die Augen verdreht. »Dann unterhalten wir uns eben.«

Ich schlucke den Rest meines Stolzes hinunter und fühle mich ganz klein. Dann frage ich: »Okay ... hm ... kannst du dir vorstellen, wieder zu heiraten? Oder noch einmal Vater zu werden?«

Er seufzt wieder, fängt an zu reden, hält inne und versucht es noch mal. »Mir fehlt nichts im Leben, wenn du darauf hinauswillst. Ich habe Aidan, und ich habe dich. Ich habe meine Arbeit. Das Leben ist schön. Wirklich schön. Aber ich liebe dich sehr, Marian. Ich bete dich an. Das weißt du.«

Ich warte darauf, dass noch mehr kommt. Immerhin könnte er mich ganz leicht mit einem schwammigen Versprechen abspeisen: *Ich weiß nicht genau, wie ich mir mein*

zukünftiges Leben vorstelle, aber du hast einen festen Platz darin. Oder: Ich will dich glücklich machen. Oder sogar: Ich würde nichts ausschließen. Also, kommt jetzt noch was?

Nein. Er schaut hilflos drein, und nun erscheinen zwei Taxis wie aus dem Nichts, eins nach dem anderen – das muss ein Omen sein. Ich halte das erste an und ringe mir ein Lächeln ab. »Lass uns einfach morgen reden, ja?«, schlage ich vor. Ich halte mit letzter Kraft mein Image als starke, unabhängige Frau aufrecht und frage mich, ob das tatsächlich bloß ein Image ist.

Er nickt und gibt mir einen schnellen Kuss auf die Wange. Dann gleite ich in das Taxi hinein und schließe die Tür, darauf bedacht, sie nicht zuzuknallen und auch keinen Blickkontakt zu ihm aufzunehmen. Das Taxi fährt los, in Richtung meines Apartments an der Upper East Side.

Eine halbe Stunde später habe ich in meinen ältesten, gemütlichsten Flanellpyjama an und ergehe mich in Selbstmitleid, als es plötzlich klingelt.

Peter.

Mein Herz hüpfte vor Freude und Erleichterung, und ich renne beinahe auf dem Weg in den Flur. Ich atme tief durch und drücke auf den Türöffner, dann starre ich auf die Tür wie mein Namensvetter Champ, wenn er auf den Briefträger wartete. Ich male mir aus, wie Peter und ich uns der Liebe – und vielleicht sogar dem Pläneschmieden – hingeben. Ich werde ihm sagen, dass ich keinen Ring, kein Babyversprechen brauche, solange ich mir sicher sein kann, dass er genauso empfindet wie ich. Dass er sich ein gemeinsames Leben für uns erträumt. Dass er sich uns nicht getrennt vorstellen kann. Und ich sage mir, dass ich mich nicht etwa mit dem, was ist, zufriedengeben

werde. Nein, ich werde mich aktiv um unsere Beziehung bemühen ...

Doch dann sehe ich, dass nicht Peter gekommen ist, sondern ein junges Mädchen mit schmalem Gesicht, kantigen Zügen und spitzem Kinn. Sie ist zierlich, blass, durchaus hübsch – in ein paar Jahren wird sie es jedenfalls ganz sicher sein. Angezogen ist sie wie ein typischer Teenager, bis hin zu ihrem riesigen Rucksack und der Halskette mit dem Peace-Zeichen, aber sie strahlt eine Gelassenheit aus, an der ich erkenne, dass sie nicht einfach bloß ein Schaf ist, das den anderen hinterherrennt.

»Hallo«, grüße ich und frage mich, ob sie sich verlaufen oder im Apartment geirrt hat oder mir etwas verkaufen will. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sie räuspert sich, tritt von einem Fuß auf den anderen und fragt mit leiser, rauher Stimme: »Sind Sie Marian Caldwell?«

»Ja«, antworte ich abwartend.

»Ich heiße Kirby Rose«, sagt sie endlich und legt sich ihre langen, dunkelblonden Strähnen hinter die Ohren, die ein bisschen groß geraten sind oder zumindest in einem unglücklichen Winkel vom Kopf abstehen. Das gleiche Problem habe ich auch. Dann blickt sie auf ihre abgewetzten schwarzen Stiefel. Als sie wieder aufschaut, bemerke ich ihre Augenfarbe: blaugrau mit schwarzem Rand – und da weiß ich ganz genau, wer sie ist und warum sie gekommen ist.

»Bist du ...?« Ich will den Satz beenden, kriege aber kein weiteres Wort heraus.

Ihr Kinn zittert, sie nickt zaghaft und wischt sich die Handflächen an der Jeans ab, die am linken Knie schon fast durchgescheuert ist.

Wie erstarrt stehe ich da und warte auf die Worte, die

ich mir vorgestellt und die ich gefürchtet habe, die durch meinen Kopf und meine Träume gegeistert sind – seit achtzehn Jahren. Und dann, gerade als ich glaube, mein rasendes Herz würde explodieren, höre ich sie schließlich sagen: »Ich glaube, Sie sind meine Mutter.«

14. Juli 1995

Es war der heißeste Tag seit Beginn der Wetteraufzeichnungen in Chicago. Das Thermometer zeigte vierzig Grad Celsius, aber die gefühlte Temperatur lag bei knapp fünfzig. Noch heute, fast zwei Jahrzehnte später, hat dieser Rekord Bestand. Die Hitzewelle war Gesprächsthema Nummer eins. Siebenhundertfünfzig Menschen starben. Das Wetter machte größere Schlagzeilen als die Sanktionen gegen den Iran, der Krieg in Bosnien und der letzte Auftritt der Grateful Dead auf dem Soldier Field – wenigstens auf B96, meinem Lieblingsradiosender, als ich achtzehn war.

An diesem glühend heißen Morgen lag ich an unserem Pool. Ich trug meinen neuen weißen Stringbikini, den ich mir aus dem Katalog von Victoria's Secret bestellt hatte, und hörte die »Kevin & JoBo«-Show. Die beiden plauderten darüber, was die Hitze mit den Leuten anstellte: Sie verliebten sich, begingen Verbrechen oder rannten nackt durch die Straßen. Die beiden Moderatoren machten natürlich Witze, das ist man im Radio ja so gewohnt, aber im Rückblick glaube ich tatsächlich, dass die Hitze wenigstens teilweise schuld an dem war, was später an diesem Tag im Haus meiner Freundin Janie passierte. Mit Sicherheit wäre alles anders gekommen, wenn es Früh-

jahr oder Herbst oder einfach nur ein ganz normaler Sommertag gewesen wäre.

Es kamen natürlich noch andere Faktoren hinzu. Zum Beispiel der Alkohol. Ich hätte einfach nicht vier Gläser »Boone's Farm« (Geschmacksrichtung Erdbeer) auf nüchternen Magen trinken dürfen. Außerdem war da diese Aufbruchstimmung: Die Highschool lag gerade hinter mir, mein ganzes Leben noch vor mir, und meine Heimatstadt ödete mich an. Natürlich spielte auch der Zufall eine Rolle. Und schließlich die letzte Zutat: Conrad Knight selbst.

Genau genommen war Conrad eigentlich nicht mein Typ, aber alle himmelten ihn an. Auch ich war nicht ganz immun gegen seine verführerischen blaugrauen Augen, sein dunkles Haar (das gerade die richtige Länge hatte) und seine Wangenknochen, die Janie als »genial« bezeichnete – lange bevor das Wort so abgedroschen war. Er wirkte mysteriös und ein bisschen gefährlich, genau so wollten viele Jugendliche damals sein. Aber nur Conrad gelang es, dieses Image scheinbar mühelos zu verkörpern. Er hatte ein Tattoo auf dem Unterarm (man munkelte, es wären die Initialen seiner Mutter und das Datum, an dem sie bei einem Autounfall umgekommen war). Er rauchte selbst gedrehte Zigaretten, fuhr einen alten schwarzen Mustang und sang in einer Grunge-Band in der Innenstadt. Ein paar Mädchen, die sich mit gefälschten Ausweisen in ein Konzert der Band gemogelt hatten, behaupteten, er klinge wie Eddie Vedder und würde eines Tages berühmt werden. Conrads Vater, ein Schauspieler, der in einer abgesetzten Soap sowie einer aktuellen Magenmittel-Werbung zu sehen war, fuhr immer wieder nach L. A., um an Castings teilzunehmen. Seinen Sohn nahm er mit, deshalb war Conrad oft länger

weg aus Chicago und fehlte in der Schule. Aber obwohl er keine besonders guten Noten hatte, wirkte er klug und irgendwie weltgewandt – jedenfalls schien die soziale Hackordnung an der Highschool für ihn nicht zu gelten, was ihm diesen Anstrich von Kultiviertheit verlieh. Kurz, er war ganz anders als die kumpelhaften Typen, mit denen ich bis dahin ausgegangen war – und übrigens auch ganz anders als ich. Das fand ich nicht schlimm. Wir lebten einfach in verschiedenen Welten. Wir grüßten uns manchmal im Flur, hatten aber seit der Grundschule kein Wort mehr miteinander gewechselt.

»Marian Caldwell«, sagte Conrad, als wir uns an diesem Abend in Janies Garten begegneten. Halb Glencoe war zu ihrer Party gekommen, nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, dass ihre Eltern für eine Weile weggefahren waren. Conrads Gesicht war ausdruckslos, aber irgendetwas in seinen Augen verriet mir, dass wir gleich eine bedeutsame Unterhaltung führen würden.

»Hallo, Conrad«, erwiderte ich und wiegte mich unsicher zu Sarah McLachlans »I Will Remember You«, das gerade im Radiorekorder in Janies Zimmer im ersten Stock lief.

Er lächelte schief. Und als würde er eine schon lang andauernde Konversation fortsetzen, sprach er dann die Worte aus, die mir noch jahrelang im Kopf herumgeistern sollten: »Du kannst vor deinen Problemen wegrennen, aber entkommen kannst du ihnen nicht.«

Während er einen Schluck von seiner Dr-Pepper-Cola nahm, betrachtete ich seine Bartstoppeln und nahm den Geruch seiner Haut wahr: eine Mischung aus Zedernholz, Salz und Calvin Kleins Eternity.

»Wer rennt wovor weg?«, fragte ich. »Und was machst du überhaupt auf so einer Party?«

Noch heute bin ich peinlich berührt, wenn ich an diese Frage denke. Ich hätte genauso gut fragen können: »Was machst du eigentlich auf dieser Party braver, wohlherzogener junger Leute«, und wir wussten beide, dass ich mehr als nur dazugehörte.

»Nach dir suchen«, meinte er, und seine Augen glühten so sehr, wie helle Augen nur glühen können. Ich blickte mich um. Er hatte bestimmt nur einen Scherz gemacht, und seine Bandkollegen oder seine Freundin würden gleich vom Klo zurückkommen. Ich hatte sie noch nie gesehen (sie ging auf eine andere Schule), aber Janie hatte sie einmal zusammen im Einkaufszentrum getroffen und verkündet, sie sei eine Doppelgängerin von Kate Moss, bis hin zu ihrem Rüschentop, dem langen geblühten Rock und den Birkenstocks.

»Okay. Dann hast du mich jetzt ja gefunden«, lachte ich und fühlte mich wagemutig, als ich seinen Oberarm berührte und über die eintätowierten Zahlen strich, die wie Blindenschrift auf seiner Haut lagen. Da merkte ich, dass er nicht nur vollkommen nüchtern, sondern auch ohne jede Begleitung war.

»Na, wie ist es dir so ergangen?« Er schaute auf sein Handgelenk, dorthin, wo seine Uhr gewesen wäre, wenn er eine getragen hätte. »In den letzten sechs Jahren.«

»Den letzten sechs Jahren?«, wiederholte ich und erinnerte ihn daran, dass wir seit der vierten Klasse zusammen in die Schule gingen.

»Vor sechs Jahren haben wir uns zum letzten Mal unterhalten«, sagte er und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, das sich in der hohen Luftfeuchtigkeit wellte. »Ich meine, richtig unterhalten. Das war im Bus auf dem Rückweg vom Klassenausflug.«

»Wir waren im Shedd«, ergänzte ich nickend und dachte

an den Ausflug zum Aquarium in der sechsten Klasse – und besonders an die Busfahrt zurück zur Schule.

Conrad lächelte und brach damit für eine Sekunde aus seiner coolen Pose aus. Plötzlich sah er wieder aus wie zwölf, und das sagte ich ihm auch.

Er lächelte noch breiter. »Du hast mir die Hälfte von deinem Twix abgegeben und verkündet, du wolltest Meeresbiologin werden.«

Ich lachte und verdrehte die Augen. »Ja. Aber heute will ich nicht mehr Meeresbiologin werden.«

»Ich weiß«, sagte er. »Du gehst nach Michigan aufs College, dann auf die Filmhochschule, dann nach L. A. oder New York, wo du tolle Sachen machen wirst und ganz groß rauskommst. Die neue Nora Ephron oder ... hm, das ist die einzige Regisseurin, die ich kenne.«

Ich schaute ihn überrascht an. Dann erklärte er, woher er so gut über mich Bescheid wusste. »Das Jahrbuch. Du weißt schon. ›Zukunftspläne‹.« Mit den Fingern deutete er Anführungszeichen an, um zu zeigen, wie albern er diese Rubrik fand.

»Ach so«, erwiderte ich. Dann wusste er wohl ebenfalls, dass man mich zu der Schülerin gewählt hatte, die am wahrscheinlichsten eine große Karriere machen würde. Ich wusste ja schließlich auch, dass er den Titel »Schönste Augen« gewonnen hatte.

»Und was hast du so für Pläne?«, fragte ich. Mir kam der Gedanke, dass er den Fragebogen fürs Jahrbuch sicher gar nicht erst ausgefüllt hatte, bis mir die drei Worte einfielen, die er als Antwort gegeben hatte: *Ich hau ab*.

Ich wollte von ihm wissen, was er damit meinte, und er antwortete: »Ich will einfach nur weg von hier. Das ist alles.«

»Andere Pläne hast du nicht?« Ich spielte natürlich

aufs College an. Aufs College zu gehen war für mich und meine Freunde einfach selbstverständlich.

»Nee«, sagte er und trank seine Dr Pepper aus. Dann zerquetschte er die Dose mit einer Hand und warf sie in einen zwei Meter entfernten Abfalleimer. »Das heißt, ich würde dich gern küssen heute Abend. Und morgen vermutlich auch. Und wenn du nicht aufpasst, vielleicht sogar übermorgen.«

Ich spürte, dass ich zitterte, obwohl mir der Schweiß über den Rücken lief, und ich wusste, dass ich ihn nicht daran hindern würde, mich zu küssen. Besser gesagt, ich gestand mir ein, dass ich ihm einfach nicht widerstehen konnte. Aber ich tat so, als hätte ich alles total unter Kontrolle, und griff mir in den langen, blonden Pferdeschwanz. Bei mir hatte die Luftfeuchtigkeit den gegenteiligen Effekt: Meine Haare waren jetzt glatt und hingen strähnig herunter. »Wie kommst du denn auf so eine Idee?«, fragte ich. Mein Herz klopfte, aber ich warf ihm einen neckischen Blick zu.

»Weil du mir gefällt.«

Das war ein kindischer Satz, aber aus seinem Mundklang er erwachsen.

»Seit wann?« Meine Stimme war fest – im Gegensatz zu meinen Knien.

»Schon immer. Vom ersten Tag an.« Das sagte er ganz lapidar, als teilte er mir die Uhrzeit oder die Temperatur mit – die sich wahrscheinlich noch immer um die vierzig Grad bewegte. Der Einbruch der Dunkelheit hatte keine Erleichterung von der quälenden Hitze gebracht. Conrad ließ die vergangenen vier Jahre im Zeitraffer Revue passieren, wie um jeden Zweifel an seiner Ernsthaftigkeit zu zerstreuen. Er erinnerte sich an alles: den Standort meines Spinds während der letzten vier Jahre; die Narbe

auf meinem linken Knie, die er immer betrachtet hatte, wenn ich einen Rock trug; das lila Kleid, das ich zum jährlichen Schulball angehabt hatte, komplett mit passend eingefärbten Seidenpumps.

»Dass du mal bei einem Schulball gewesen bist, ist mir ganz neu«, japste ich.

»War ich ja auch nicht. Ich hab das Foto im Spind von diesem Typen gesehen.«

Ich starrte ihn an und dachte daran, wie ich das Foto in den Spind meines Freundes geklebt hatte, direkt über Rebecca Romijn und Angie Everhart, die sich für die Titelseite der *Sports Illustrated* am Strand räkelten. »Todd«, präzisierte ich.

»Ja, bei dem«, sagte er und verdrehte die Augen.

»Wir haben uns getrennt«, erklärte ich.

»Weiß ich. War auch Zeit.«

»Was ist denn mit deiner Freundin?«

»Wir haben uns auch getrennt«, sagte er. »Was für ein Zufall.«

Er ging einen Schritt auf mich zu, und wir fingen an, langsam zu Sade zu tanzen. Ich spürte seine Hand auf meinem Rücken und seinen Atem in meinem Ohr. Eine Haschwolke wehte in unsere Richtung. Ein paar Minuten später gingen wir unter den neugierigen Blicken der anderen Partygäste ins Haus. Wir fläzten uns auf das Tweed-Sofa im Wohnzimmer von Janies Eltern. Neben uns bewegten sich viele schweißnasse Körper, und wir redeten über eine Stunde lang über unwichtige Sachen – die sich aber trotzdem wichtig anfühlten. Zwischen uns floss eine Art elektrischer Strom; wir erlebten etwas Aufregendes, Neues, fühlten uns aber gleichzeitig sehr vertraut miteinander – schließlich waren wir sozusagen zusammen aufgewachsen, hatten uns jeden Tag im Schulflur gesehen.

Ich fragte mich, wieso wir nicht schon vorher miteinander geredet hatten – und wusste die Antwort doch genau.

»Lass uns ein ruhigeres Plätzchen suchen«, sagte er, als eine Pause in der Unterhaltung entstand.

Ich nickte, führte ihn in die Eingangshalle und die Treppe hinauf, dann über den Flur zum Schlafzimmer von Janies Eltern. Das Schild »Zutritt verboten!!!«, das Janie an die Tür geklebt hatte, ignorierten wir. Keiner von uns beiden sagte etwas. Nervös und doch entschlossen sperrten wir die Tür hinter uns ab, küssten uns, schälten uns aus unseren Kleidern und krabbelten unter die Decke des riesigen Himmelbettes. Irgendwann tastete er auf dem Boden nach seiner Jeans und zog sein Portemonnaie aus der Gesäßtasche. Ich wusste, wonach er suchte, schon bevor er das quadratische Folienpäckchen gefunden hatte. Ich schloss die Augen, ließ alles geschehen, wartete auf ihn, begehrte ihn.

Was als Nächstes passierte, war vorhersehbar. Aber wenn es einem zum ersten Mal passiert, nachdem man zuvor hundertmal Nein gesagt hat, dann erscheint es einem alles andere als vorhersehbar. Ich dachte an all die Gelegenheiten, bei denen Todd und ich uns nahegekommen waren, und überlegte, was jetzt eigentlich anders war: Ich spürte ein Verlangen, so stark wie noch nie, ein Verlangen, das praktisch ein Befehl war.

»Bist du dir sicher?«, fragte er, obwohl wir den Punkt, an dem wir noch hätten aufhören können, wohl schon überschritten hatten. Ich schaute ihm in die Augen, dann hoch zur Decke. Mir war schwindlig von meinen Gefühlen und dem Ventilator, der sich über uns drehte. Ich versuchte, eine Entscheidung zu fällen, während Conrad sich mit den Armen über mir abstützte, schwer atmend, wartend.

Die Gedanken wirbelten wild durch meinen Kopf. Alles wirkte verschwommen und doch seltsam klar. Ich sagte mir, dass es durchaus Einwände gab, dass ich es am nächsten Morgen vielleicht bereuen würde – wenn nicht schon früher. Dass er vielleicht nur vorgab, mich zu mögen, um mich ins Bett zu kriegen. Dass ich bestimmt nur eine von vielen war. Dass ein Mädchen wie ich solche Sachen eigentlich nicht machte, schon gar nicht mit einem Jungen wie ihm.

Aber meine Antwort hieß trotzdem Ja. Mit jedem Schlag meines Herzens hörte ich mein Ja. Und dann sagte ich es laut und unmissverständlich, während ich ihm in die Augen sah. Auch wenn man die Hitze, das Verlangen und den Alkohol außer Acht ließ, wusste ich genau, was ich tat, nämlich etwas Unauslöschliches, Unwiderruffliches. Das wusste ich, als er langsam in mich eindrang, ein paar Sekunden so verharrte und dann zurückzog, um das Kondom überzustreifen. Danach machte er weiter, und ich war für immer eine andere.

Doch auch danach, als der Rausch schließlich verflogen war, hätte ich mir nie träumen lassen, was darauf folgte. Hatte diese Nacht nach meinen Vorstellungen doch nicht mehr als eine Momentaufnahme sein sollen, eine Jugendepisode, eine Sommergeschichte, mit einem Anfang, einer Mitte und einem definitiven Ende.

Kirby

Ich heiße Kirby Rose, und ich bin adoptiert.

Das soll jetzt nicht wie in der ersten Vorstellungsrunde bei den Anonymen Alkoholikern klingen, auch wenn manche Leute meinen, sie msstten mich deswegen seelisch unterstützen. Ich will damit einfach nur zwei wichtige Informationen über mich geben. Genauso wenig, wie man sich an den Moment erinnern kann, in dem man seinen eigenen Namen gelernt hat, so wenig kann ich mich an das erste Mal erinnern, als meine Eltern mir die Geschichte von dem Anruf erzählt haben. Man teilte ihnen mit, dass ich geboren war und sie mich in zweiundsiebzig Stunden im Krankenhaus abholen konnten. Sie mussten bloß nach Chicago fahren (kein weiter Weg von Saint Louis, wo beide aufwuchsen und noch immer wohnten), einige Papiere unterschreiben und mich mitnehmen. Sie mussten nur Ja sagen.

Es war der erste April, und meine Mutter dachte kurz an einen Aprilscherz, aber dann sagte sie sich, dass niemand so grausam sein konnte, ihnen einen solchen Streich zu spielen. Sie waren nämlich ein Paar, das buchstäblich seit seinem Hochzeitstag probiert und gehofft und gebetet hatte, doch Nachwuchs hatte sich einfach nicht einstellen wollen. Mein Vater war Elektriker, meine

Mutter Sekretärin bei einer großen Anwaltskanzlei in der Stadt. Sie hatten also ein ganz gutes Auskommen, aber es reichte nicht für Babywunsch-Spezialkliniken. Darum spielten sie mit dem Gedanken, ein Kind zu adoptieren. Zuerst hielten sie sich an inländische, katholische Organisationen, dann ließen sie sich bei so ziemlich jeder Agentur auf der ganzen Welt in die Kartei aufnehmen. China. Russland. Kolumbien. Zwielfichtige Vermittler. Es spielte keine Rolle mehr – Hauptsache, ein Kind.

Meine Mutter schrie förmlich vor Glück ihr Ja ins Telefon, bevor sie auch nur irgendwas über mich wusste. Dann nahm mein Vater den Hörer des zweiten Apparats, und die Frau am anderen Ende erklärte ihnen ganz gelassen, dass ich ein gesundes Mädchen von 2850 Gramm sei. Achtundvierzig Zentimeter groß, schöne, blaue Augen, Flaum auf dem Kopf. Ordentlicher Appetit, kurz ein rundum goldiges Wesen. Die Frau bezeichnete mich als »perfekt« und sagte meinen Eltern, dass sie aus Hunderten von Paaren ausgesucht worden waren.

»Gratuliere«, schloss sie. »Wir sehen uns bald.«

Meine Eltern legten auf, weinten vor Glück, umarmten sich und lachten. Dann rasten sie zu »Babies R Us«, so wie andere Leute zum Supermarkt rasen, bevor der Blizzard kommt. Sie kauften rosa Kleidchen, ein Kinderbett, einen Autositz und so viel Spielzeug und Puppen, wie ich mir nur erträumen konnte. Zuhause verwandelten sie das Nähzimmer meiner Mutter in ein lila-gelbes Kinderzimmer.

Am nächsten Tag fuhren sie nach Chicago und mieteten sich in ein Hotel neben dem Northwestern Memorial Hospital ein. Noch drei Tage mussten sie warten, bis sie mich das erste Mal sehen konnten, und keiner von beiden schlief in diesen Tagen mehr als ein paar Minuten

am Stück, obwohl sie wussten, dass die nächste Zeit vermutlich auch nicht gerade viel Erholung bieten würde. Sie diskutierten über Vornamen. Meine Mutter war für ihren Mädchennamen, Kirby. Wir müssen sie zuerst sehen, meinte mein Vater. Ich müsse aussehen wie eine Kirby – was auch immer er darunter verstand.

An dieser Stelle übernimmt mein Vater immer das Erzählen und beschreibt, wie er sich beim Rasieren geschnitten hat, weil seine Hände so zitterten. So aufgeregt war er, dass er beinahe meine Mutter ans Steuer gelassen hätte, obwohl sie furchtbar schlecht fährt. Dann springt er zu den Papieren, die sie in aller Eile unterschrieben haben, und dann zu dem Moment, als die Frau von der Agentur mit einem Baby in den Armen zurückkam – mit mir, eingepackt in eine rosa Fleecedecke.

»Darf ich Ihnen Ihre Tochter vorstellen«, sagte die Frau, als sie mich meinen Eltern übergab. »Mein Kleines, das sind Lynn und Art Rose. Deine Eltern.«

Das ist meine Lieblingsstelle. Wie sie mich das erste Mal im Arm hatten, mein Gesicht betrachteten, die Wärme meines Körpers spürten.

»Sie hat deine Nase«, witzelte mein Vater und verkündete dann, ich sei eine Kirby.

In dem Moment, sagen sie, sind wir eine Familie geworden. Es fühlte sich an wie ein Wunder. So ähnlich war es auch, als Charlotte (meine kleine Schwester) auf die Welt kam, die kurz nach meiner Adoption auf natürliche Weise gezeugt wurde. Der einzige Unterschied, sagt meine Mutter gerne, bestand darin, dass sie keine Schmerzen hatte, als sie mich bekam. Das kam erst später.

Als Kind hörte ich diese Geschichte ungefähr tausendmal, genau wie die rührseligen Sprüche über Adoption. Einer hing gerahmt in meinem Zimmer: »*Nicht mein eigen*

Fleisch und Blut, und doch wundersam mein Eigen. Vergiss nie, auch nicht für eine Minute: Du bist nicht unter meinem Herzen gewachsen, sondern mittendrin.« Ich wusste, welche Promis Babys adoptiert hatten, und noch wichtiger, welche Promis selbst Adoptivkinder gewesen waren: Steve Jobs, zwei amerikanische Präsidenten, darunter Bill Clinton (der gerade amtierte, als ich geboren wurde), zwei First Ladys, die Countrysängerin Faith Hill und ihr männlicher Kollege Tim McGraw (die auch miteinander verheiratet waren, ist das nicht cool?), Darryl McDaniels von Run-DMC – und, wie meine Mutter gerne betonte, Moses und Jesus.

Obwohl ich genau verstand, was es mit einer Adoption auf sich hatte, verschwendete ich kaum einen Gedanken an meine leibliche Mutter und noch weniger an meinen leiblichen Vater. Sie waren wie Statisten in dem Stück, völlig bedeutungslos für die Handlung, wenn man von dem bisschen DNA mal absah. Sie hatten mich nicht haben wollen, aber abgelehnt fühlte ich mich deswegen nie. Meine Eltern wussten nichts über meine leibliche Mutter, erklärten mir aber andauernd, *sie* hätten mich nie einfach »weggegeben«, selbst wenn ihre Lage noch so schwierig gewesen wäre – sie hätten eine Lösung gefunden, weil es immer eine Lösung gibt. Rückblickend glaube ich, sie haben sich bloß an irgend so einen Ratgeber gehalten, aber damals habe ich es ihnen einfach so abgenommen. Meine leibliche Mutter tat mir beinahe leid, denn sie hatte mich ja verloren. Umgekehrt war sie kein Verlust für mich.

Das erste Mal habe ich ernsthaft über sie nachgedacht, als wir in der fünften Klasse über Stammbäume sprachen. Ich hielt ein Referat über Irland, wie auch viele andere Kinder in der Klasse, und erklärte, dass die Vorfahren meines Vaters aus Galway, die meiner Mutter aus Cork kamen. Ich verstand natürlich, dass das nicht meine

Vorfahren waren, und das sagte ich auch ganz offen. So ziemlich alle wussten nämlich, dass ich adoptiert war, denn mit den meisten Mitschülern der Klasse war ich schon im Kindergarten gewesen, und niemand fand etwas dabei. Es war bloß eine eher harmlose Eigenheit – so wie andere Kinder einen perfekten Radschlag konnten oder einen eineiigen Zwilling hatten.

Darum teilte ich meiner Klasse ganz lapidar mit, dass ich nichts über meine leibliche Mutter wusste, abgesehen davon, dass sie aus Chicago kam. Ich kannte ihren Namen nicht und hatte nie ein Foto von ihr gesehen, vermutete aber aufgrund meiner blonden Haare und blauen Augen, dass sie skandinavische Vorfahren hatte. Bald grenzte ich meine Vermutungen auf Dänemark ein, das klang irgendwie schön, und außerdem esse ich gerne Kopenhagener. Meine Klassenkameraden gaben sich mit dieser Erklärung zufrieden, bis auf Gary Rusk, dieser Idiot. Er hob die Hand, wartete aber gar nicht ab, bis die Lehrerin ihn aufrief, sondern bombardierte mich gleich mit seinen Fragen: Ob ich wütend auf meine Mutter sei? Ob ich sie je aufspüren wolle? Ich stellte mir einen Kopfgeldjäger mit Gewehr und Bluthunden vor und tauschte einen Blick mit meiner besten Freundin Belinda Greene. Dann räusperte ich mich und erwiderte ruhig: »Ich habe schon eine Mutter. Und nein, ich bin auf niemanden wütend.«

Aber der Gedanke hatte sich in meinem Kopf festgesetzt. Vielleicht sollte ich ja wirklich wütend sein. Andere Leute an meiner Stelle wären bestimmt wütend – Gary zumindest. Er war immer noch neugierig: »Könntest du sie denn finden, wenn du wolltest? Also, mit einem Detektiv oder so?«

»Nein. Ich weiß ja nicht mal, wie sie heißt. Wie soll ich sie da finden?«, gab ich zurück und dachte an all die

Frauen, die am 1. April 1996 in Chicago in meinem Krankenhaus ein Kind bekommen hatten.

Als ich fertig war, setzte ich mich wieder hin, und Debbie Talierco ging nach vorne, um über ihre italienischen Vorfahren zu berichten. Aber den Rest der Stunde und den ganzen restlichen Schultag über bekam ich den Gedanken an meine leibliche Mutter nicht mehr aus dem Kopf. Ich hatte nicht das Bedürfnis, sie zu suchen, aber ich fragte mich, ob ich sie finden könnte, wenn ich wollte.

Beim Abendessen redeten wir nur über den neuen Welpen der Gallaghers, der im Spiel immer nach dem jüngsten Kind der Familie schnappte – man musste dem Hund einfach zeigen, wer das Sagen hatte. Währenddessen dachte ich weiter über Garys Frage nach. Mir war klar, dass meine Eltern (besonders meine Mutter) nicht unbedingt darüber reden wollten. Zwar brachten sie das Adoptionsthema manchmal zur Sprache, aber nur um zu betonen, dass ihre Gebete erhört worden waren. Es wäre eine ganz andere Sache, wenn ich plötzlich etwas über meine *leibliche* Mutter fragen würde.

»Warum haben sie sich überhaupt einen Yorkshire Terrier angeschafft? Sie hätten lieber einen Hund aus dem Tierheim holen sollen«, meinte Charlotte, die Hundeliebhaberin. »Dann hätten sie wenigstens ein Tier gerettet.«

Auf einmal fühlte ich mich selbst wie ein geretteter Hund – wie die letzte Promenadenmischung. Ich schütete Steaksoße auf meine Koteletts. Das hatte ich mir von meinem Vater abgeguckt, der die Soße zu allem isst, sogar zu Rührei.

»Heute habe ich ein Referat über meine Vorfahren gehalten«, begann ich. »Und da kam das Thema ... hm ... meiner Adoption auf.«

Meine Mom starrte mich an. Sie kaute, schluckte, wartete.

»Na ja, und da habe ich mich gefragt ... ob ich wohl meine leibliche Mutter irgendwie finden könnte. Wenn ich wollte. Ich meine, wissen wir, wie sie heißt?«

Ich merkte sofort, dass die Frage ein Fehler gewesen war. Die Anspannung war mit Händen greifbar, und meine Mom blinzelte heftig, um die Tränen zurückzuhalten. *Tränen!* Bloß wegen einer blöden Frage. Meine Schwester blickte schuldbewusst auf ihren Teller, und mein Dad setzte seinen moralisierenden Blick auf, den gleichen wie damals, als er mir und meiner Schwester den »Hände weg von Drogen«-Vortrag gehalten hatte. Anstatt einfach die Frage zu beantworten, sagte er: »Also. Das ist ein sehr ernstes Thema.«

»So ernst nun auch wieder nicht«, gab ich zurück.

»Doch, es ist ernst. Und wichtig. Sehr, sehr wichtig. Ich will damit sagen, wenn es dir wichtig ist, dann ist es das auch für uns. Stimmt's, Lynn?«

»Ich will sie ja gar nicht suchen«, ruderte ich zurück. »Ich wollte bloß wissen, ob es theoretisch möglich wäre. Jesses!«

»Du sollst den Namen des Herrn nicht missbrauchen!«, rügte mich meine Mom.

Ich erklärte ihr, dass Jesses doch ein ganz anderer Kerl sei als der, den sie meine.

Charlotte lachte, und ich lächelte ihr zu. Egal, wie sehr sie mir auf die Nerven ging, ich liebte es, meine Schwester zum Lachen zu bringen.

Dann schaute ich wieder meine Mom an und murmelte: »Die Frau interessiert mich doch gar nicht. Wahrscheinlich würde ich sie hassen.«

Meine Mom wirkte erleichtert, und mein Dad sagte:

»Du solltest nicht so reden. Sie hat mutig gehandelt. Sie hat getan, was für dich am besten war.«

»Geschenkt«, entgegnete ich, obwohl ich wusste, dass meine Eltern dieses Wort nicht mochten. »Ist ja kein großes Ding.«

Mein Vater machte weiter. »Möchtest du sie denn suchen, Kirby?«

»Ich hab doch schon gesagt, nein!«

Er nickte. Er glaubte mir offensichtlich nicht und erklärte, unsere Adoptionsagentur »Herzenssache« hätte den Namen meiner leiblichen Mutter in ihren Akten, damit ich mit achtzehn Jahren Kontakt zu ihr aufnehmen konnte, wenn ich das wünschte.

»Kontakt?«, wiederholte ich so cool wie möglich.

»Wenn du ihre Kontaktdaten willst, wird die Agentur sie dir geben«, sagte er. »Vorausgesetzt, deine leibliche Mutter hat ihre Daten immer aktualisiert. Sie hat sich dazu verpflichtet, aber sie weiß auch, dass es deine Entscheidung ist, nicht ihre. Sie hat keine Informationen über dich oder uns, und sie bekommt auch nie welche.« Und er hob die Augenbrauen, um seinen Worten besonderes Gewicht zu verleihen. »Und damit war sie einverstanden.«

Mit anderen Worten, sie wollte *mich* nicht suchen, warum sollte *ich* sie dann suchen wollen? Ich zuckte mit den Schultern, als würden mich die rechtlichen Details langweilen, und beschloss, die Sache nie mehr zur Sprache zu bringen, wenigstens nicht meinen Eltern gegenüber.

Doch von diesem Tag an faszinierte mich das Thema Adoption plötzlich auf ganz neue Art. Ich stürzte mich auf Geschichten, in denen adoptierte Kinder ihre leiblichen Mütter fanden und umgekehrt. Ich schaute Talkshows, in denen die Wiedervereinigung von Kindern und

Müttern tränenreich inszeniert wurde, und ließ mich von ihren Schicksalen berühren. Manchmal ging es um Schuldgefühle und Reue, manchmal um Wut, meistens war es eine komplizierte Mischung von allem. Zuweilen stand auch ein dramatisches gesundheitliches Problem im Mittelpunkt, seltener irgendwelche Geheimnisse, Entführungen oder gar Mord. Im Kopf speicherte ich all diese Berichte, während ich mir gleichzeitig Gedanken über meine leibliche Mutter und ihre Geschichte machte. Ich dachte nie an sie wie eine zweite Mutter, eher wie eine entfernte Verwandte, eine Tante oder Cousine, zu der ich keinen Kontakt hatte und die etwas viel Aufregenderes tat als alle anderen in meinem Leben (das hoffte ich zumindest). Vielleicht war sie Musikerin oder Firmenchefin oder Chirurgin oder Missionarin in einem Entwicklungsland. Ich empfand keine Verbitterung, keine Feindseligkeit, bloß wachsende Neugier, und manchmal kultivierte ich eine flüchtige, romantisierte Vorstellung davon, wer sie wäre – und inwiefern das einen Einfluss auf mich hätte. Tief im Inneren spürte ich wohl, dass sie das fehlende Puzzleteil von mir war – und ich fragte mich, ob sie das genauso von mir empfand. Ich redete mir noch immer ein, dass ich sie nicht suchen wollte, aber ich fing an zu glauben, dass ich mich selbst nie richtig kennen würde, bis ich sie fand.

Alle diese Gefühle wurden noch stärker, als ich auf die Bishop DuBourg High School kam. Da merkte ich, wie verloren ich mir im Grunde vorkam. Ich hatte keine richtige Identität und gehörte nirgends dazu, auch da nicht, wo ich mich früher wohlgeföhlt hatte. Ich verließ das Volleyballteam, ging nicht mehr zum Gottesdienst und in die Kirchengruppe und vernachlässigte die Schule. Ich ent-



Emily Giffin

Wo die Liebe beginnt

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35756-3

Diana

Erscheinungstermin: August 2013

Eine große Liebe, ein dunkles Geheimnis, ein entferntes Leben

Marian lebt ihren Traum: Sie ist erfolgreiche Fernsehproduzentin mit einem tollen Mann an ihrer Seite und einem schicken Appartement in Manhattan – als plötzlich eine junge Frau vor ihrer Tür steht. Kirby ist das Kind, das Marian damals, als sie selbst noch ein Teenager war, zur Adoption freigab. Achtzehn lange Jahre hat Marian geschwiegen – nun muss sie sich ihrer Vergangenheit stellen.



[Der Titel im Katalog](#)